

Uzarewicz/Uzarewicz

---

Das Weite suchen

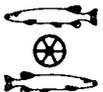
## Dimensionen Sozialer Arbeit und der Pflege Band 7

Herausgegeben von der Katholischen Stiftungsfachhochschule München  
Abteilungen Benediktbeuern und München

# Das Weite suchen

Einführung in eine phänomenologische  
Anthropologie für Pflege

Charlotte Uzarewicz und Michael Uzarewicz



Lucius und Lucius · Stuttgart

Anschrift der Autoren:

Prof. Dr. Charlotte Uzarewicz

Dr. Michael Uzarewicz

Riverastr. 5

85570 Ottenhofen

c.uzarewicz@ksfh.de

www.ksfh.de

#### Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 3-8282-0307-8 (Lucius & Lucius)

© Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft mbH Stuttgart 2005

Gerokstr. 51, D-70184 Stuttgart

[www.luciusverlag.com](http://www.luciusverlag.com)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung, Verarbeitung und Übermittlung in elektronischen Systemen.

Druck und Einband: Druckhaus Thomas Müntzer, Bad Langensalza

Printed in Germany

## Vorwort

An der Wurzel der vier Verfehlungen des abendländischen Geistes, die ich in meinem Buch *Adolf Hitler in der Geschichte* von Homer bis zur Gegenwart verfolgt habe, steht ein Paradigmenwechsel um 400 v. Chr., der seither die dominante europäische Intellektualkultur bestimmt, eine doppelte Zerlegung: der Welt in private seelische Innenwelten und eine gemeinsame physische Außenwelt und des Menschen in die Seele, die seine private Innenwelt ist, und den Körper, ein Stück der Außenwelt. Die Außenwelt wird bis auf wenige Merkmalsorten, die sich für Experiment und Statistik besonders eignen, und deren hinzugedachte Träger (z.B. Atome) ausgeräumt. Die wichtigsten Massen der unwillkürlichen Lebenserfahrung – d.h. dessen, was Menschen merklich widerfährt, ohne dass sie es sich absichtlich zurecht gelegt haben – werden, sofern sie sich der Zerlegung nicht fügen, entweder vergessen und den Dichtern überlassen oder in entstellter Form in den Seelen privatisiert: der spürbare Leib und die in den Kanälen seines vitalen Antriebs und seiner privativen Weitung verlaufende leibliche Kommunikation; die subjektiven Tatsachen des affektiven, leiblichen Betroffenseins; die Atmosphären, die betroffen machen, wie die Gefühle als ergreifende Mächte oder das Wetter; die vielsagenden Eindrücke und anderen, namentlich auch gemeinsamen, Situationen mit ihrer binnendiffusen Bedeutsamkeit aus Sachverhalten, Programmen und Problemen.

In dieser hochgradig gekünstelten Vergegenständlichung, die schon in der Antike dem maßgeblichen Denken eingeschliffen worden ist, steckt ein ungeheures Potential für partielle, aber weiträumige Weltbemächtigung, das seit 1600 von der modernen Naturwissenschaft und Technik, mit Zusatz des mathematischen Kalküls und der experimentellen Methode unter Führung durch die Physik, wie im Rausch eines selbstläufigen Eroberungszuges, in unabsehbarer Fülle herausgearbeitet wird. Eine der Säulen dieses Heerzuges ist die naturwissenschaftliche Medizin, die menschliches Leiden durch gewaltige und segensreiche Erfolge gemindert hat, aber bei der Betreuung chronischer Krankheiten vor der Pflege bedürftigen Menschen ratlos bleibt, weil es dafür gerade auf jene Massen unwillkürlicher Lebenserfahrung ankommen würde, die in der Vergegenständlichungsweise der dominanten europäischen Intellektualkultur verdrängt, vergessen oder in entstellender Umdeutung privatisiert worden sind.

Zu diesen Massen gehört der spürbare Leib, der mit dem sicht- und tastbaren Körper die räumliche Ausdehnung teilt, sich von ihm aber (ähnlich dem Schall) durch Flächenlosigkeit und daher Unzerschneidbarkeit unter-

scheidet. Von diesem Leib, seiner ganz eigentümlichen und deutlich bestimmbaren Räumlichkeit und Dynamik, hat die traditionelle europäische Intellektualkultur überhaupt keinen Begriff, obwohl er den Menschen das Nächste ist, völlig vertraut und nahezu gänzlich unbekannt, der Herd aller ihrer Resonanz und Initiative. Die Unbekanntschaft mit der Dynamik des spürbaren Leibes zieht die theoretische Blindheit für die leibliche Kommunikation, d.h. die Erweiterung dieser Dynamik über den einzelnen Leib hinaus, nach sich, obwohl es sich dabei um die Grundform aller motorischen und sensiblen Kontakte handelt, darunter auch alles dessen, was zwischen den Menschen (und den Tieren) gleichsam „schwingt“. Es dürfte einleuchten, dass es, wenn bedürftige Menschen gepflegt werden sollen, in erster Linie auf eine zwar praktische, aber der theoretischen Stützung durchaus bedürftige Vertrautheit gerade mit diesen leiblichen Grundlagen aller Kontakte ankommt. Die moderne Psychologie nähert sich diesem Bereich unter dem inadäquaten Titel der nonverbalen Kommunikation – als ob die verbale nicht dazu gehörte –, bleibt ihm aber äußerlich, weil sie fest auf dem Boden der traditionellen europäischen Intellektualkultur steht und an den Versuchen zu deren systematischer rationaler Vertiefung in Richtung auf die unwillkürlichen Lebenserfahrungen keinen Anteil nimmt.

Die Autoren haben im vorliegenden Buch meine auf breiter Front vorgetragenen Bemühungen um solche systematische rationale Vertiefung aufgenommen, soweit davon der spürbare Leib, die leibliche Kommunikation und die Gefühle und Atmosphären betroffen sind, und mit meisterhafter Geschicklichkeit die Anwendung auf die Wissenschaft des Pflegens eingeleitet, meisterhaft in mehreren Hinsichten: durch treffende Einordnung in die zeitgenössische philosophische, soziologische, anthropologisch-ethische und pflegewissenschaftliche Diskussion; durch Belebung des Stoffes mit einer Fülle eigener Anschauung und Erfahrung; durch fast immer korrekte Darstellung der Grundzüge meiner einschlägigen Gedankenführung in nur gelegentlich glättender, immer aber das Gemeinte auch über Fachkreise hinweg geschickt vermittelnder Form; durch souveräne Anwendung auf ihr eigenes Fach, dessen Perspektiven und Bedürfnisse. Mit völliger Zustimmung schließe ich mich dem Satz an, der unmittelbar vor dem Epilog des Buches steht: „Der Leiblichkeitsbezug der Pflege geht weit über die durchschnittliche bloße objektivistische Körperorientierung der klassischen Medizin hinaus und verweist mit den daraus ermöglichten originären pflegerischen Handlungsdimensionen auf die Eigenständigkeit der Pflege als Profession, auf das eigentümliche Feld der Pflege.“

Meine Hochschätzung gilt der großartigen Pionierleistung, die mit diesem Buch vollbracht ist sowie den glänzenden Charakteristiken der leiblichen Regungen, wie sie in Kapitel 10 z.B. über Durst und Scham vorgenommen worden sind. Sympathisch berührt mich der Eifer, mit dem sich die Autoren gegen den ideologisch überladenen Kult der Menschenwürde wenden, der, wie in anderen Bereichen des öffentlichen Betriebes, offenbar auch in der Rhetorik der Pflege zu Hause ist. Um menschenfreundlich zu pflegen, bedarf es keiner solchen Forcierung der Beteuerung guter Absichten, womit schwierige und nüchterne Konfliktlagen überdeckt werden können.

Hermann Schmitz

Unseren Lehrern gewidmet

Prof. Dr. W. Rosenbaum

Prof. Dr. E. Schlesier (em.)

# Inhaltsverzeichnis

|                |  |    |
|----------------|--|----|
|                | <b>Vorwort</b>   | V  |
| 1.             | <b>Einleitung</b>  | 1  |
| 2.             | <b>Zur Einstimmung</b>   | 10 |
| <b>Teil I</b>  | <b>Theoretische Grundlagen</b>   | 16 |
| 3.             | <b>Anthropologie</b>   | 16 |
| 3.1            | Grundzüge der philosophischen Anthropologie                              | 19 |
| 3.2            | Grundlagen der medizinischen Anthropologie                               | 24 |
| 3.3            | Anthropologie und Pflege   | 30 |
| 3.4            | Zum Verhältnis von Ethik und Anthropologie in der Pflege                 | 33 |
| 4.             | <b>Pflege</b>  | 38 |
| 4.1            | Pflegen und Sorgen als <i>Conditio humana</i>                            | 39 |
| 4.2            | Pflege und Sorge als Gegenstand des Berufs und in<br>Pflegetheorien      | 45 |
| 5.             | <b>Handeln und Leiden</b>  | 53 |
| 5.1            | Homo activans oder: das Handeln  | 54 |
| 5.1.1          | Max Webers Handlungstypologie  | 57 |
| 5.1.2          | Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns                     | 59 |
| 5.1.3          | Situatives und subjektivierendes Handeln in der Pflege                   | 61 |
| 5.1.4          | Automatisches Handeln  | 65 |
| 5.1.5          | Nicht-Handeln  | 67 |
| 5.2            | Homo patiens oder: das Leiden  | 68 |
| 6.             | <b>Leib und Körper</b>   | 71 |
| 7.             | <b>Phänomenologie</b>  | 78 |
| 7.1            | Traditionelle Phänomenologie des Leibes                                  | 82 |
| 7.2            | Neue Phänomenologie des Leibes   | 84 |
| <b>Teil II</b> | <b>Praktische Anthropologie</b>  | 89 |
| 8.             | <b>System der Leiblichkeit nach Hermann Schmitz</b>                      | 89 |
| 8.1            | Ökonomie und Struktur der Leiblichkeit                                   | 90 |
| 8.2            | Topographie der Leiblichkeit: Leibesinselbildung –<br>Leibesinselschwund | 98 |

|            |  |     |
|------------|--|-----|
| <b>9.</b>  | <b>Atmosphären, Gefühle und affektives Betroffensein</b>             | 103 |
| <b>10.</b> | <b>Leibliche Regungen</b>  | 117 |
| 10.1       | Hunger und Durst   | 118 |
| 10.2       | Ekel   | 121 |
| 10.3       | Schreck  | 127 |
| 10.4       | Angst und Sorge  | 128 |
| 10.5       | Schmerz  | 133 |
| 10.6       | Scham  | 138 |
| <b>11.</b> | <b>Leibliche Kommunikation</b>                                       | 144 |
| 11.1       | Gehirn, Bewusstsein und Leib   | 145 |
| 11.2       | Kanäle der leiblichen Kommunikation                                  | 150 |
| 11.3       | Arten der leiblichen Kommunikation                                   | 152 |
| 11.3.1     | Einleibung   | 152 |
| 11.3.2     | Ausleibung   | 157 |
| 11.3.3     | Bewegungssuggestionen, Gestaltverläufe und synästhetische Charaktere | 158 |
| <b>12.</b> | <b>Leibhaftige Pflegepraxis – exemplarisches Handlungsfeld</b>       | 169 |
| <b>13.</b> | <b>Epilog</b>  | 177 |
| <b>14.</b> | <b>Bibliografie</b>  | 181 |

# 1. Einleitung

Das größte Rätsel der Menschheit ist der Mensch selbst. Nichts in der Welt ist so undurchschaubar und unberechenbar wie menschliches Handeln und Verhalten. Wo Menschen sind, muss man im Guten wie im Bösen mit allem rechnen. Alles ist möglich. Dieser Unberechenbarkeit und damit verbundenen Herausforderung hat sich jede Humanwissenschaft zu stellen. Die Schwierigkeiten und Probleme des Verstehens werden nicht dadurch kleiner, dass der Raum der Möglichkeiten des Menschen immer größer wird. Die Qual der Wahl ist aber auch die des Wissenschaftlers, der sich mit dem Menschen befasst; mehr noch als die des Philosophen, dem eine größere spekulative Freiheit eingeräumt wird. Die Pflegewissenschaft hat sich bisher nur unzureichend mit der Frage nach dem Menschen auseinandergesetzt. Dabei setzen die Betonung der Frage nach dem `Wie kann (optimal oder überhaupt) gehandelt werden?` in allen bisherigen Bemühungen um Antworten sowie die Konjunktur ethischer Fragen nach dem `Was darf gemacht werden?` eine wesentliche Frage als beantwortet voraus, die nicht beantwortet ist. Wenn Pflege den (ganzen) Menschen behandelt, am und mit Menschen handelt und den Anspruch erhebt, dass dieses Handeln eine bestimmte therapeutische Qualität besitzt, dann ist die Frage nach dem `Was ist der (ganze) Mensch?` von entscheidender Bedeutung. Auch wenn – wie die philosophische Anthropologie gezeigt hat – diese Frage nie endgültig beantwortet werden kann, gewinnt man doch immer wieder neue Erkenntnisse über das, was der Mensch ist; und diese neuen Erkenntnisse sind die Grundlage für neues – besseres – Handeln. Die Frage nach dem `Was` geht also zwangsläufig der Frage nach dem `Wie` voraus. Man sollte sich also davor hüten, umgekehrt vorzugehen und den Wunsch zum Vater des Gedankens zu machen. Sehr schnell wird der Gegenstand Mensch in seinen Eigenarten verfehlt, in dem man ihn etwa zu einem göttlichen Wesen hypostasiert oder zu einem Exemplar aus Flora und Fauna degradiert.

Jegliches Handeln, und damit selbstredend auch pflegerisches Handeln, wird von – zumeist impliziten – Theorien gesteuert. Pflegen ist vorwiegend eine soziale Tätigkeit. Pflegerisches Handeln ist daher, im Sinne von Max Weber, soziales Handeln. Soziales Handeln, d.h. Handeln, welches sich in irgend einer Weise auf andere Menschen bezieht, wird von anthropologischen Theorien gelenkt. `Menschenbilder` sind Leit`bilder` sozialen Handelns. `Menschenbilder` zielen auf die Bestimmung der *conditio humana*, auf das, was den Menschen zum Menschen macht und ihn von anderen Lebewesen unterscheidet, aber auch, was er mit ihnen gemeinsam ist. Jenseits einer rein biologischen Definition von Mensch als lebendem

Organismus fußt jede wissenschaftliche Disziplin auf impliziten Vorstellungen des Menschseins. Allen unterschiedlichen traditionellen Erklärungsversuchen ist gemeinsam, dass sich das `Menschenbild` auf Handeln und Verhalten bezieht als einem Konglomerat aus kognitiven, emotionalen, physiologischen und psychologischen Aspekten.

Die Rede von `Menschenbildern` ist allerdings ungenau, wenngleich sie in anthropologischen oder auch anthropologiekritischen Abhandlungen immer wieder vorkommt. Tatsächlich sind anthropologische `Menschenbilder` gar keine Bilder. Es handelt sich hierbei um etwas Diffuses, Vages, aber nicht bildlich Vorschwebendes. Niemand macht sich z.B. vom homo oeconomicus ein `Bild`. Verstreute, wechselnde, vage Bilder mögen hierbei auch eine Rolle spielen; aber sie sind nur Bestandteile und „eingebettet in ein vielsagendes Ganzes“<sup>1</sup> von Wissens- und Sinnordnungen. Vieles fließt in sie ein: Standpunkte, Moral, Erinnerungen, Vergessenes, Gesinnungen, Wünsche, Pläne, Probleme, Gefühle, Vorurteile, Wissen etc. Selbst unter der Hand der Wissenschaftlerin oder des Philosophen werden diese Konglomerate jedoch nicht zu Bildern, sondern höchstens zu Prosa-Skizzen mit groben Stichen. In einem Aufsatz „Einige kritische Anmerkungen zum Menschenbild in ausgewählten Pflegemodellen“ haben van Kampen und Sanders beklagt, dass viele Pflegemodelle „Menschen mit unheilbaren Krankheiten (ausschließen)“ würden und dass dieser Ausschluss „unweigerlich zur Aussonderung dieser Menschen“<sup>2</sup> führe. Diesem Vorwurf hat sich jedes Pflegemodell und jede Pflegetheorie oder –philosophie selbstkritisch zu stellen. Und zwar nicht deshalb, weil es etwa unmoralisch oder unethisch wäre, Menschen auszugrenzen, sondern weil unheilbar krank zu sein eine Möglichkeit des Menschseins ist. Davor den Blick zu verschließen, kann sich die Pflegewissenschaft weder aus erkenntnistheoretischen noch aus praktischen Gründen leisten.

Dieses Buch soll eine erste Einführung in eine allgemeine Anthropologie des Pflegens, speziell in die Leibphänomenologie von Hermann Schmitz sein, keineswegs aber eine abschließende und kritische Auseinandersetzung mit seinem Werk. Um sich zu einem Thema kritisch zu äußern, muss man zunächst einmal verstanden haben, worum es geht. Und um etwas zu verstehen, ist es notwendig, sich darauf einzulassen und seine Gedankengänge nachzuvollziehen. Weiterhin ist es unsere Absicht, an einigen Beispielen zu demonstrieren, wie weit die Neue Phänomenologie

---

<sup>1</sup> Schmitz 1995b: 78f.

<sup>2</sup> van Kampen/Sanders 2000: 61

des Leibes reicht, um zum Verständnis der Menschen etwas beizutragen. Unsere Intention ist es dabei zu zeigen, dass Pflege und Pflegewissenschaft auf solches Verständnis nicht verzichten können. Zwar sind phänomenologische Ansätze in der Pflegewissenschaft nicht gerade selten<sup>3</sup>, aber die Neue Phänomenologie ist hier bisher nicht zur Kenntnis genommen worden. Statt dessen setzt die Pflegewissenschaft eine phänomenologische Tradition fort, die sie auf Irrwege führt: „Die Phänomenologen ließen sich mit ihrer Wesensschau irreduzibler Niveaus zu früh und zu sehr in das Reich der Werte abdrängen (...).“<sup>4</sup> Da der normative Ansatz erkenntnistheoretisch vor den Wissenschaften kapituliert, wird er zu einem Ersatz sachgemäßer Auseinandersetzung, der nur noch insistiert und sich Surrogate aus einer idealisierten Welt holt. Über das Appellative und Insistierende kommt der normative Ansatz selten hinaus (vgl. Kap. 3.4).

Es geht im Folgenden mitnichten um die definitive Antwort auf die Frage, was das Menschsein – etwa im Vergleich und in Abgrenzung zu anderen Lebensformen – ausmacht. Vielmehr soll dieser Frage nachgegangen und *nachgespürt* werden, um dabei die Dimensionen des Menschseins wieder zu entdecken und freizulegen, die durch eine rationalistische und kognitivistische Tradition zugedeckt und vernachlässigt worden sind. In diesem Sinne sind die klassischen Anthropologien unzureichend, und eine moderne Pflege kann darauf nicht bauen. Die Defizite der Wissenschaften, die auf dem anthropologischen Dualismus von Leib und Seele bzw. Körper und Geist beruhen, sind hinlänglich bekannt und seit Jahrhunderten Gegenstand theoretischer Bemühungen. Eindrucksvoll sind zuletzt noch einmal die gravierendsten Mängel der Schulmedizin von Remmers<sup>5</sup> sowie die wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten der verschiedenen Psychologien von Jüttemann<sup>6</sup> dargelegt worden. Bis in die jüngste Vergangenheit hinein gab es keine überzeugenden, wenngleich meist mit dem Brustton der Überzeugung Hoffnungen weckenden Ansätze, die diesen Dualismus überwinden konnten. Namentlich die sog. psychosomatischen Theorien implizieren diesen Dualismus weiterhin, wollen Geist und Körper bzw. Leib und Seele lediglich als gleichberechtigt anerkennen (vgl. Kap. 3.2). Physiologie und Psychologie sind jedoch nur jeweils die andere Seite der Medaille. Die Körperabstinenz der Psychologien, insbesondere der Psy-

---

<sup>3</sup> Vgl. exemplarisch hierzu Benner/Wrubel (1997), Käppeli (1998) und Schoppmann (2003).

<sup>4</sup> Schmitz 1980: 34

<sup>5</sup> Vgl. Remmers 2000

<sup>6</sup> Vgl. Jüttemann 1991

choanalyse<sup>7</sup>, ist schon so legendär, wie umgekehrt die Psychoabstinenz der klassischen, immer noch naturwissenschaftlich dominierten Schulmedizin. Der Leib hingegen, „der Gegenstand des eigenleiblichen Spürens als *eigenartiger* (Herv. d.V.) (wurde) verkannt und als Bastard von Körper und Seele mißverstanden.“<sup>8</sup>

In dieser binär codierten Zerlegung des ganzen Menschen in Körper und Seele<sup>9</sup> war und ist für die leiblichen Regungen kein Platz. Dabei waren sie es, die immer den eigentlichen Anlass für Körperzucht und geistig-moralische Disziplinierungen boten, die Foucault<sup>10</sup> so eindringlich beschrieben hat, weil sie in ihrer begrifflich nicht zurichtbaren Unmittelbarkeit und Nacktheit unheimlich und bedrohlich Widerstand leisteten. Es ist nicht immer das Fleisch schwach, wo der Geist willig ist, vielmehr wehrt sich die lebendige Leiblichkeit gegen derartige Zumutungen. Den Geist kann man `abtöten`, den Körper – wie in der Psychoanalyse<sup>11</sup> oder unter der Folter<sup>12</sup> – `ruhigstellen`, den Leib kann man nicht abstellen, ohne den Menschen zu töten oder zumindest ihm das Bewusstsein zu nehmen. Ein separates Leben des Geistes oder der Seele gibt es so wenig wie eines des Körpers.

Die traditionellen anthropologischen Theorien reichen an das durchschnittliche Leben nicht heran, weil sie in rationalistischer Verkennung von leiblichen Dispositionen und Regungen abstrahieren. Sie zehren vom Ideal der Reinheit in der Mathematik und der Geometrie. Le Corbusier hat dieses Ideal auf die Formel gebracht: „Die Ingenieure verwenden, da sie auf dem Wege der Berechnung vorgehen, geometrische Formen und befriedigen unsere Augen durch die Geometrie und unseren Geist durch

---

<sup>7</sup> Vgl. hierzu von Polenz 1994

<sup>8</sup> Schmitz 1992: 11

<sup>9</sup> Nach Schmitz ist der Leib das Jenseits der Seele und das Diesseits des Körpers. Die *Seele* ist der – unverstanden – mentalistische Platzhalter des Leibes im Abendland, und diesen gleichzeitig völlig verfehlend, fungiert sie als Residualkategorie für all das, was irgendwie nicht passt. „Die dualistische Tradition sucht sich die leiblichen Regungen als Organempfindungen zurechtzulegen; `Organ` soll die körperliche, `Empfindung` die seelische Hälfte sein, in die das schlichte Phänomen zerrissen wird.“ (Schmitz 1992: 290) Die Seele fungiert in der normativen Hierarchie als das Höchste und Edelste, als das, was vom Menschen übrig bleibt, wenn der Körper stirbt. Sie gilt als unsterblich.

<sup>10</sup> Vgl. Foucault 1977; 1974

<sup>11</sup> Vgl. von Polenz 1994

<sup>12</sup> Ein beeindruckendes Beispiel gibt Tisma 1993: 35-71.

die Mathematik.“<sup>13</sup> Indem sie aber von den Kontextbedingungen absehen, konstruieren sie sich eine eigene Welt. Die Geometrie z.B. beschreibt die Welt wie sie wäre, wäre sie geometrisch; allein die Welt ist (noch) nicht geometrisch. Die Geometrie ist eine idealisierte Beschreibungsmethode. Das Krumme, Schnörkelige, Asymmetrische begradigt sie für ihre Zwecke, die aber nicht die Zwecke der in der krummen Welt Lebenden sind. Die in der krummen Welt Lebenden – selbst eher krumm als gerade – müssen mit dem Krumpfen leben, das ihnen die Begradiger ausreden wollen. Nur ist es für die Betroffenen nicht damit getan, wenn *ihre* Welt lediglich anders interpretiert wird.

Vor allem im gesamten Sozial-, Gesundheits- und Kriminalwesen haben wir es – wenn man das so sagen darf – mit dem Krumpfen, Eckigen und Kantigen zu tun. Die entsprechenden Wissenschaften haben eine Vielzahl von ‘Menschenbildern’ nach dem Muster von homo oeconomicus oder homo sociologicus für den ihrer Meinung nach durchschnittlichen homo sapiens entwickelt. Ihre Konstruktionen, die durchaus als Handlungsanleitung für die Wirklichkeit benutzt werden, sind Begradigungen, d.h. Disziplinierungen von Subjekten, die nach diesen Mustern auf einen Durchschnittstypus der Normalität zurecht gemacht werden.

Wir denken nicht daran, unser Denken oder unseren Zugang zum Menschen dem Herkömmlichen einfach nur entgegenzusetzen. Vielmehr sehen wir in dem anderen anthropologischen Ansatz, den wir hier vorstellen möchten, eine Ergänzung im Sinne einer Erweiterung des pflegerischen Horizontes. Die klassischen Ansätze, Modelle und Theorien sind nicht in toto falsch, sie sind nur nicht ausreichend.

Um dieses Neuland auch für die Pflege als Profession und das Pflegen allgemein begehbar zu machen, beginnen wir dieses Buch mit einem Exkurs zur Einstimmung. Allgemeine Betrachtungen über menschliches Verhalten, Handeln und Leiden sollen die Leser und Leserinnen vom engen Pflegefokus zunächst wegführen, um zu verdeutlichen, wie sehr auch Pflege von philosophischen, religiösen und wissenschaftlichen Ideen geleitet wird (Kap. 2). Im ersten Hauptteil des Buches werden dann die zentralen Fragen ‘Was ist Anthropologie?’ und ‘Was ist Pflege?’ aus der Perspektive klassischer Erklärungsansätze der Anthropologie und der Soziologie dargelegt (Kap. 3 und 4). Die deskriptive Analyse veranschaulicht die daraus abgeleiteten konkreten Konsequenzen für Hand-

---

<sup>13</sup> Zit. n. Welsch 1996: 577f.

lungstheorien und praktisches Handeln (Kap. 5). Damit wird nachvollziehbar, wie die Erklärungsversuche des menschlichen Handelns und Leidens von den zu Grunde gelegten Vorstellungen über Mensch und Leben, über Körper und Leib bestimmt sind (Kap. 6). Kapitel 7 ist als Übergangskapitel vom ersten Hauptteil zum zweiten Hauptteil des Buches konzipiert. Vorstellungen über Körper und Leib haben Einfluss auf Handeln und Leiden der Menschen und die verschiedenen wissenschaftstheoretischen Ansätze eröffnen unterschiedliche Reichweiten der Erklärung und des Verstehens. Die Phänomenologie hat sich dieser Fragen nach dem Menschen, seinem Körper und seinem Leib schon früh angenommen, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Daher haben wir die verschiedenen phänomenologischen Zugangsweisen zu diesen Themen skizzenhaft zusammengestellt, um zu verdeutlichen, was das Neue an der Neuen Phänomenologie ist und um auf den zweiten Teil des Buches vorzubereiten, in dem in den Leibdiskurs eingeführt wird. Ausgehend von der scheinbaren Unüberwindlichkeit des anthropologischen Dualismus seit Descartes, mit all seinen Implikationen und Konsequenzen für die handelnden Menschen, wird die Grundbegrifflichkeit der Leibphänomenologie von Schmitz dargelegt (Kap. 8), hier und da, wo es nötig erscheint, durch Ausführungen anderer Theoretiker und Leibphänomenologen ergänzt. Schmitz räumt dabei rigoros mit einigen in Philosophie, Wissenschaft und durchschnittlichem Alltagsverständnis liebgewonnenen Vorstellungen auf und führt erstmals in der europäischen Kultursphäre bisher Verdrängtes und Nicht-Kommunizierbares einem vernünftigen und diskursiven Sprechen zu.

Seine bahnbrechende leibphänomenologische Anthropologie zeigt gerade auch für das Pflegen Wege auf, die an pflegerisches Wissen anknüpfen können, dieses z.T. aber auch erst zur Sprache bringt und weitreichende Konsequenzen für die Profession und für jeden (Pflege-) Laien haben dürften, wenn denn die Pflege und die Pflegewissenschaft bereit sind, die Herausforderungen und Anregungen aufzunehmen. Zu ihrem Schaden wäre das nicht, böte sich doch hier auch die Chance, die Pflegeprofession gegenüber – vor allem – der Medizin und der Psychologie zu profilieren und ihr Proprium, den Leib, zu explizieren. Um die herausragende Bedeutung der Leiblichkeit zu untermauern, soll nicht nur die Schmitzsche Leib- und Gefühlstheorie gegenüber anderen Ansätzen herausgearbeitet werden (Kap. 9). Mit dieser Herangehensweise wird es möglich, elementare Phänomene wie leibliche Regungen, die in der Pflege alltäglich sind, zu versprachlichen – jenseits von Biologie, Physiologie oder Psychologie (Kap. 10). Welche Möglichkeiten der leibliche Zugang auch im Bereich der Kommunikation bietet – gerade dann, wenn Sprache nicht (mehr)

möglich ist – wird in Kapitel 11 erläutert. Die Relevanz derartiger Phänomene für diverse pflegerische Prozesse und Handlungsfelder sollte bis hierher deutlich geworden sein. Um am Schluss des Buches nochmals deutlich zu explizieren, welchen therapeutischen Anteil die Pflege bereits hat, aber auch noch entwickeln kann und muss, wird das Konzept der Basalen Stimulation mit der Leibtheorie von Schmitz verbunden und überprüft (Kap. 12). Daraus ergeben sich weiter zu denkende Konsequenzen für verschiedene pflegerische Interventionen. Deutlich werden damit aber auch noch bestehende Forschungsdesiderata. Das Schlusskapitel (Kap. 13) stellt zusammenfassend den Gewinn der Schmitzschen Leibphänomenologie für Pflegewissenschaft und Pflegepraxis heraus.

Der neue leibphänomenologische Ansatz rechtfertigt sich aber nicht nur durch die Erforschung von objektiven Tatsachen, sondern auch durch seine unmittelbare Evidenz und seine bestrickende Einfachheit – ein nicht zu unterschätzendes notwendiges, wenn auch noch nicht hinreichendes Qualitätskriterium für Forschung, sowie sein Anknüpfen an die durchschnittliche unwillkürliche Lebenserfahrung. In allen `leibnahen` Bereichen, und das sind die zentralen, kann diese Philosophie auch von (fast) allen Menschen, sofern sie bei Besinnung<sup>14</sup> sind, nachvollzogen, nachgespürt werden und nicht nur von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, mit ihren ausgefeilten Instrumenten der Analyse, Hermeneutik oder Logik. Wer demgegenüber die subjektiven Tatsachen ignoriert oder überhaupt die Tatsächlichkeit des Subjektiven leugnet, kann weder Mensch noch Tier in ihrer Not, aber auch in ihrem Glück, verstehen, geschweige denn, Patienten heilen oder auf ihrem Weg begleiten.

So besehen kann man die Philosophie von Hermann Schmitz durchaus als Fortführung des Projekts der Aufklärung sehen, gerade weil sie auch der Aufklärung (und ihrem Rationalismus) ihre Grenzen zeigt und ihr doch kritisch verbunden bleibt. Die Stoßrichtung dieser Philosophie zielt auf jegliche Orthodoxie, die an dem Dualismus von Körper und Seele festhält. Sie geht dabei einen Schritt weiter über die „Aufwertung der Sinnlichkeit“

---

<sup>14</sup> Wer nun meint, das würde sich im Widerstreit befinden zu dem vorne geäußerten Anspruch, gerade auch die unheilbar Kranken, wie z.B. die Demenzen oder Komatösen, die Sterbenden oder Schwerstbehinderten nicht auszuschließen, der irrt insofern, als dass gerade denen, oder, wo das nicht (mehr) möglich ist, über diese die Leibphilosophie von Schmitz einiges zu sagen hat. Kein menschliches Leben, aber auch kein tierisches Leben ist hier grundsätzlich ausgeschlossen. Ein irgendwie geartetes Bewertungskriterium höheren oder minderen Lebens findet sich bei Schmitz überhaupt nicht.

(Kondylis) hinaus zur Rehabilitierung der subjektiven Tatsachen der leiblichen Regungen, des affektiven Betroffenseins und der unwillkürlichen Lebenserfahrung.

Dass es diese Philosophie insgesamt, die Leibphänomenologie im besonderen, trotz all dieser Vorteile bisher so schwer hat, sich durchzusetzen<sup>15</sup>, liegt zum einen sicherlich an dem öffentlichen Beschweigen durch die philosophische und wissenschaftliche Fachwelt, das nur sporadisch von wenigen löblichen Ausnahmen unterbrochen worden ist. Die Fachwelt wird hier immerhin mit einem Denken konfrontiert, das sich nur ganz weniger Spekulationen bedient und auf eine sich in ihren eigenen esoterischen – nicht nur postmodernen – Jargon verliebte akademische und Feuilletonphilosophie nichts gibt. Zum anderen liegt die Ignoranz gegenüber der Schmitzschen Philosophie sicherlich auch daran, dass wir alle als gewöhnliche europäische Menschen von einer Metaphysik der Seele und einem Absolutheitsanspruch der positivistischen Naturwissenschaften (bis vor kurzen unter dem Primat der Physik, das ihr nun von der Biologie zunehmend streitig gemacht wird) durchdrungen sind, die es keinem leicht machen sich diesen Einflüssen zu entziehen. Hier wäre es vielleicht am angemessensten, von einem „objektiven Verblendungszusammenhang“ (Adorno) zu sprechen, der die Bemühungen so mancher zu einem Lauf im Hamsterrad geraten lässt. Wenn man so will, hat Schmitz aus dieser Kreisbewegung herausgefunden.

Bevor nun die geeigneten Leserinnen und Leser sich in die Inhalte des vorliegenden Buches vertiefen und dabei vielleicht selbst Höhen und Tiefen des Erkennens, des Spürens erleben, möchten wir an dieser Stelle einem schönen Brauch huldigen. Es ist nicht leicht, ein Buch zu schreiben und es gehören immer mehr Menschen dazu als nur die Autoren selbst. Daher möchten wir all denjenigen danken, die uns geholfen haben, dass dieses Werk überhaupt entstehen konnte. Der Katholischen Stiftungshochschule München gilt unser Dank, da sie der Autorin ein Forschungssemester gewährt und damit die nötigen Freiräume geschaffen hat, sich einem solchen Thema intensiv widmen zu können. Den Studentinnen und Studenten sei gedankt, die durch ihre permanenten und insistierenden Fragen in den Seminaren zum Leibthema uns dazu gebracht haben, die philosophischen Konzepte auch aus einer Praxisperspektive zu hinterfragen. Die Konfrontation mit der jeweils anderen Sichtweise hat uns

---

<sup>15</sup> Immerhin ist das opus magnum von Schmitz von 1964 bis 1980 veröffentlicht worden, wobei die Leibphänomenologie seit 1965 ausgearbeitet vorliegt.

immer wieder gezwungen, genauer hinzuschauen und uns selbst in der Argumentation zu überprüfen. Herrn Prof. Schild (em.) möchte die Autorin für seine Ermutigung danken, unbequeme und nicht immer gerade Wege weiterzugehen. Die Gespräche, das Interesse und die wohlwollende und immer offene Haltung den Belangen einer jüngeren Kollegin gegenüber haben ihr den Rücken gestärkt. Herrn Prof. Dr. Gabriel danken wir für die kritische Durchsicht einiger Kapitel und seine wertvollen Anregungen. Frau Gottschall-Güther gilt unser Dank für das umsichtige und zügige Lektorieren des Manuskripts. Und last but not least möchten wir Herrn Prof. Dr. Schmitz (em.) ganz herzlich für seine Unterstützung danken, die er uns durch seine Briefe hat zukommen lassen. Es ist von unschätzbarem Wert – wenn auch eine große Herausforderung –, dass wir unsere Fragen zur Leiblichkeit direkt mit ihm selbst haben diskutieren dürfen, und es ist uns eine große Hilfe und Freude gewesen, dass wir immer auf offene Ohren gestoßen sind. Kein Problem, keine Frage war ihm zu banal, als dass er sie nicht mit uns erörtert hätte. Für eventuelle Mängel in diesem Buch sind wir selbstverständlich allein verantwortlich.

## 2. Zur Einstimmung

„Die technische und ökonomische Ausfüllung des Raumes durch Plätze nutzbringender Einrichtungen und Verbindungsbahnen des Verkehrs zwischen ihnen schreitet unabsehbar fort und verschlingt mehr und mehr Weite.“ (Schmitz 1998b: 2)

Menschliches Leben ist Bewegung. Seit die Menschen zu Menschen geworden sind, sind sie sich selbst immer schon voraus. Selten sind sie mit den Orten, an denen sie lebten, zufrieden gewesen; kaum einmal haben sie sich mit dem Erreichten abgefunden und schon gar nicht haben sie sich mit irgendeinem Ende, einer Grenze, einem Bis-hierher-und-nicht-weiter begnügt. Gerade irgendwo angekommen, rüsten sie schon wieder zum Aufbruch. Auch mit ihrer eigenen Zeit ist es ihnen nie genug, und so haben sie sich der Vergangenheit und dann immer stärker der Zukunft zugewendet. Sie haben von jeher das Weite gesucht – in Raum, Zeit, Gedanken und Gefühlen. Geboren aus der Angst vor Widerfahrnissen und Unwägbarkeiten – wilde Tiere, raue Umwelt, Dämonen, Götter, Katastrophen –, und daher zunächst rein defensiv eingestellt, sind sie im Laufe ihrer Geschichte `in die Offensive` gegangen. Die Menschen erweiterten ihren Horizont, wurden mobil. Ebenso wie sie `in der Gegend` umherschweiften, so ließen sie auch ihren Geist schweifen. Auf der Suche nach mentaler und motorischer, nach leiblicher Weite begannen sie ihre Geschichte. Paradoxe Weise scheint nach dem Ende der nomadischen Lebensweise mit der Sesshaftwerdung der Menschen dieser Bewegungsdrang ins Unermessliche gesteigert worden zu sein und ist noch nicht zu seinem Ende gekommen. Sie schufen Verkehrswege und -mittel zu Wasser, zu Lande und in der Luft; sie schickten Worte, Bilder und nicht zuletzt ihre Gedanken auf Reisen. Weltraumflüge, Sport, Singen oder Tanzen sind ebenso Strategien, das Weite zu suchen wie Utopien, Mythologien, Phantasien, der Konsum von Drogen oder imperialistische Kriege. Über Raum und Zeit hinauszugreifen, der Drang in die Ferne, ins Transzendente ist der Motor menschlicher Geschichte. Nimmt man den Menschen die Chance von Bewusstseinsweiterung und körperlich-leiblicher Ausdehnung, schränkt man sie in ihren Möglichkeiten ein, so regredieren und verkümmern sie. Da das Wesen des Menschen vor allem auch in seinen Möglichkeiten besteht, ist damit seine Menschlichkeit (im anthropologischen und nicht moralischen Sinne) eingeschränkt.

Auch wenn Menschen sich in einer Umwelt, in einer Umgebung finden, so sind sie doch immer auf der Suche nach Weite. „Jeder Mensch findet sich in einer Umgebung. *Umgebung* eines Menschen soll heißen: das Ganze

dessen, was in seinem Sichfinden mitgefunden wird. Dazu gehört z.B. der Horizont im Sinne von Husserl, das Milieu im Sinne von Scheler, die Welt im Sinne von Heidegger.<sup>16</sup> Aber seine Umgebung genügt ihm nicht, er will seinen Horizont erweitern, über sein Milieu und seine Welt hinaus. Nichts kann ihn auf Dauer dabei aufhalten, es sei denn der Tod. Der Tod bricht dieses `Immer-weiter` ab; er ist absoluter Stillstand. Er macht den Menschen Angst, nicht weil er eine `Reise ins Unbekannte` wäre, sondern weil alle Reisen zu Ende gehen. Die einstmals tröstenden `großen Erzählungen` helfen nicht mehr weiter. Heute werden große Summen für die Forschung bereit gestellt, die verspricht, den Tod irgendwie ungeschehen zu machen, wie das z.B. in den Meldungen über die vermeintlichen Erfolge der Krebsforschung immer wieder bekundet wird; aber auch die Transplantationsmedizin hat sich die Überwindung des Todes auf ihre Fahnen geschrieben.<sup>17</sup> Und zuletzt sind vor allem die lebensverlängernden Maßnahmen Ausdruck dieser Nicht-Akzeptanz des Endes.

Letztlich ist jede Angst Angst vor dem Tod. Alle Anstrengung, alle Kultur, aller Fortschritt, alle Religion dient der Vermeidung und Überlistung des Todes.<sup>18</sup> In diesem Sinne sagt Heidegger: „Das Sein zum Tode ist wesentlich Angst.“<sup>19</sup> Diese Angst treibt den Menschen an. Vor dem Tod sucht er das Weite. „Wer in keinem Sinn weg will, ist der Angst ganz unfähig.“<sup>20</sup> Das Urphänomen der Angst nennt Schmitz das „gehinderte `Weg!`“. Es bezeichnet die Situation der Ausweglosigkeit. Kein Weg führt aus der bedrängenden und bedrohlichen Situation. Der Bedrohung ins Auge sehen zu müssen, auf keine Hilfe bauen und auf keine Rettung hoffen zu dürfen, in die Enge getrieben zu sein, macht Angst. „Der *Bewegungsdrang* ist eine verlarvte und zerstreute Manifestation des Fluchtimpulses.“<sup>21</sup> Angst, Schmerz, Grausamkeit und andere Beeinträchtigungen hindern den Menschen daran, das Weite zu suchen. Wer nicht aus seiner Haut kann, ans Bett gefesselt oder (z.B. im Gefängnis) eingesperrt ist, der regrediert. Während ein Strafgefangener gezielt daran gehindert wird, das Weite zu suchen – das ist schließlich der Sinn des Gefängnisses –, ist es das Ziel von Medizin und Pflege, die Patienten aus ihrer Situation des „gehin-

<sup>16</sup> Schmitz 1998a: 1

<sup>17</sup> Im Gegensatz dazu nimmt sich die Förderung und Unterstützung der Palliativmedizin und -pflege, die den Tod nicht verneint, sondern ihm Pflege und Aufmerksamkeit schenkt, eher ärmlich aus.

<sup>18</sup> Mit Ausnahme des Buddhismus. Vgl. Uzarewicz/Uzarewicz 1998: 245ff.

<sup>19</sup> Heidegger 1993: 266

<sup>20</sup> Schmitz 1998a: 181

<sup>21</sup> Schmitz 1998a: 179